

Um der Mitgift willen.

Original-Roman von Arthur Zapp.

(8. Fortsetzung.)

Er legte einen Nachdruck auf das „Sie“, der der jungen Frau jedoch vollständig entging. Ihr brannte der Boden unter den Füßen. Sie verabschiedete sich mit einem flüchtigen Händedruck. Auf der Treppe mußte Clara eine halbe Minute rasten und sich am Geländer festhalten, um nicht zu Boden zu sinken. Kein Zweifel mehr, ihre Heirat war von Arzels Seite keine Liebesheirat, und die in ihrem Konto figurierenden 10.000 Mark stellten den Lohn dar für Herrn Habertorn's Bemühungen.

Sie griff sich an die schmerzenden Seiten und schloß. Aber dann biß sie die Zähne zusammen und bezwang mit energischer Willensanstrengung den Taumel und die Schwäche, die sie anwandeln. Nun brauchte sie noch die Beweise und die unumstößliche Gewissheit darüber, wer von beiden, der Konful, ihr Onkel, oder Arzel, ihr Gatte, die Hilfe des Herrn Habertorn in Anspruch genommen hatte.

Es waren nur wenige Schritte bis zur Hauptstraße. Die Hausnummer erfuhr Clara von einem Vorübergehenden auf der Straße. Das Fieber glühte ihr in den Adern und das Herz schlug ihr so heftig, während sie die Treppe zur Wohnung des Herrn Habertorn hinaufschritt, daß sie alle paar Stufen Halt machen mußte. Oben öffnete ihr ein Dienstmädchen, die sie auf ihr Begehren in das Geschäftszimmer des Herrn Habertorn führte.

Clara sah sich einem ältlichen, hageren Herrn gegenüber, dessen stehende, forschende Augen und dessen lauernde, witternde Miene ihren unwillkürlichen Widerwillen erregten. Der Stiel stieg in ihr auf. Aber sie zwang sich zu der ruhigen Frage: „Habe ich das Vergnügen, Herrn Habertorn zu sprechen?“

Der Rentier blickte höflich. Daß eine vornehme Dame seine Dienste in Anspruch zu nehmen kam, war eine Seltenheit. Ihm schloß sich etwas von einem großartigen, glänzenden Gesicht.

„Womit kann ich Ihnen dienen, gnädige Frau?“ fragte er zuvorkommend, seinen Besuch zugleich mit einer freundlichen Handbewegung einleitend, auf dem bereit stehenden Stuhl Platz zu nehmen.

Clara beachtete jedoch die Einladung nicht; ihre Absicht war, ihre Angelegenheit so schnell als möglich zu erledigen.

„Ich bin Frau von Düringshofen.“ begann sie ohne eine weitere Einleitung. „Sie haben früher mit meinem Mann in Geschäftsverbindung gestanden.“

Herr Habertorn blickte überrascht auf.

„Barbon!“ rief er. „Jetzt erkenne ich Sie, gnädige Frau. Ich stand so wohl zu Ihrem Herrn Gemahl als auch zu Ihrem seligen Herrn Onkel, dem Herrn Konful, in geschäftlichen Beziehungen. Der Herr Konful —“

„Sie haben meinem Manne Geld geliehen?“ unterbrach ihn Clara ungeduldig.

Der Rentier lächelte süßlich.

„Nun ja, gnädige Frau. Ich bin dem Herrn Baron einige Male gefällig gewesen. Der Herr Baron hat Alles gezahlt auf Heller und Pfennig. O, der Herr Baron ist ein Gentleman — ein Ehrenmann.“

„Die junge Frau schienen die Lobpreisungen ihres Gatten aus diesem Munde nicht gerade angenehm zu berühren, denn ihre Stirn runzelte sich unwillkürlich.“

„Sie haben noch in — in anderweitiger geschäftlicher Beziehung zu ihm gestanden,“ sagte sie, während ihre blauen Wangen sich dunkler färbten.

Der Rentier machte eine Bewegung der Ueberraschung, dann gab er sich den Anschein, als suche er in seiner Erinnerung und nun suchte er mit den Achseln.

„Daß ich nicht wüßte, gnädige Frau.“

Aber Clara sah ihn nun ihrerseits schärf und durchdringend an. Und so sehr sie auch innerlich von Abscheu erfüllt war, sie brachte es doch fertig, zu lächeln und in leichtem, fast heiterem Ton zu sagen: „Sie brauchen vor mir nicht Komödie zu spielen, Herr Habertorn. Mein Mann hat mir Alles erzählt und ich weiß, daß ich mein Glück Ihnen verdanke.“

In den kleinen grauen Augen des Heirathsvermittlers blitzte es auf; aber im nächsten Moment zeigte er wieder eine verständnislose, ungläubige Miene.

„Ich verstehe Sie nicht, gnädige Frau,“ erwiderte er distret.

Clara machte eine Geste der Ungeduld. Sie sah, daß sie den argwöhnischen, schlauen, listigen Fuchs nicht

so rasch zu einem offenen Geständnis bringen würde. Sie setzte sich, und mit der Frau in allen Lagen eigenen Berstellungskunst fuhr sie fort, eine freundliche, vertrauliche Miene heuchelnd: „Ich bin gekommen, um Sie um Ihren Beistand zu ersuchen, wie es seinerzeit mein Mann gethan.“

„Ich habe nämlich eine Freundin — sie ist schon vierundzwanzig Jahre, und ich möchte sie recht bald so glücklich sehen, wie ich selbst es bin.“

Ueber das Luchsgesicht des Heirathsvermittlers glitt ein rasches Aufleuchten. Er neigte sein Haupt, und sich kein Wort entgegen zu lassen und hörte mit Spannung und Interesse zu.

„Der Herr Baron hat Ihnen also erzählt —?“ fragte er, dennoch vorsichtig zurückhaltend.

„Alles hat er mir erzählt,“ fiel Clara mit trampfhafter Hast ein, „welchen Antheil Sie an dem Zustandekommen unserer Heirat hatten, und auch das hat er mir mitgeteilt, daß Ihre Bemühungen mit dem Betrage von zehntausend Mark belohnt wurden und zwar am zwölften November achtzehnhundertsechundneunzig.“

Herr Habertorn sah einen Augenblick starr vor Ueberraschung. Dann aber erhob er sich und eilte mechanisch an seinen eisernen Schreibtisch, dem er sein Hauptbuch entnahm. Er legte den gewichtigen Folianten auf den Tisch und blätterte.

„Es stimmt,“ sagte er endlich, „am zwölften November war es, achtzehnhundertsechundneunzig.“

Ein Schatten senkte sich plötzlich auf seine martirten Züge, während er hinzufügte: „Eigentlich hätten es zwanzigtausend sein sollen, aber der Herr Konful hat mir die volle Hälfte abgezogen, ganz gegen den Vertrag, den ich mit dem Herrn Baron geschlossen hatte.“

Ein leichtes Roth stieg in die mageren Wangen des Heirathsvermittlers. Die Erinnerung an den Verlust schien ihm noch heute, nach zwei Jahren, großen Verdruss zu bereiten. Er hatte sich ganz in Eifer geredet. Wo zu hätte er sich auch noch Zwang auferlegen sollen, da die Dame ja doch in Alles eingeweiht hatte. Und so erzählte er, seinem großtunenden Herzen Luft machend, weiter: „Der Herr Baron war ja ein Kavaller und hätte mir gewiß von selbst keinen Pfennig abgezogen, aber der selige Herr Konful war mehr Geschäftsmann, und ein paar Tage vor der Verlobung ließ er mich zu sich kommen.“

„Der Herr Habertorn,“ sagte er zu mir, „es ist ein Sündengeld, das Sie bei der Sache verdienen, fünf Prozent von vierhunderttausend Mark. Der Baron hätte sich nicht zu einer so unbedeutend hohen Provision verpflichten sollen.“

„Ich bitte Sie, Frau Baronin, fünf Prozent! Was sollte ich machen? Ich befand mich in einer Zwangslage, denn der Herr Konful erklärte mir allen Ernstes, wenn ich nicht mindestens die Hälfte nachlasse, so würde er nie und nimmer seine Einwilligung zur Verlobung geben. Sehen Sie, Frau Baronin, so tam ich um zehntausend Mark.“

Herr Habertorn strich mit der zitternden Hand über die schweißbedeckte Stirn. Die Erinnerung an die ihm widerfahrene Unbill hatte ihn tief erregt. Zehntausend Mark mehr oder weniger! Es war keine Kleinigkeit gewesen.

Clara atmete schwer. Heiße Scham und würgender Stiel stieg in ihr auf. Ihr Gesicht, ihre Ehre war zum Gegenstand eines Handelsgeschäftes gemacht worden. Die Gestaltung ihrer Zukunft hatte von der Höhe gewisser Prozente abgehungen. Sie hatte die Empfindung, als ginge ein Riß durch ihre Seele und als erharre ein Gefühl in ihrer Brust, das sie bisher mit Wärme und Lust und Freude erfüllt hatte. Aber mit übermenschlicher Willensanstrengung beherrschte sie sich. Außerlich ganz ruhig, während sich ihre Muskeln in ihrem Gesicht bewegte, redete sie den ihr Gegenüberstehenden an: „Ich bedauere, Herr Habertorn, daß Ihnen vorenthalten worden ist, was Ihnen nach Ihrer Erklärung rechtlich zutram. Also mein Gatte hatte Ihnen wirklich fünf Prozent zugesagt.“

Der Heirathsvermittler schlug in der Erregung mit der Hand auf das vor ihm liegende Buch.

„Fünf Prozent Ihrer Mitgift! Wenn ich Ihnen sage, gnädige Frau, ich hab's ja schwarz auf weiß.“

Er eilte abermals nach seinem Schreibtisch und trante eine Weile in seinen wichtigen Geschäftspapieren. Endlich brachte er ein Schriftstück zum Vorschein, mit dem er zu der in heimlicher Spannung Verharrenden zurückkehrte.

„Hier, Frau Baronin!“ rief er triumphierend, „sehen Sie selbst; fünf Prozent!“

Das Herz schlug der unglücklichen Frau bis zum Halbe hinauf und die

Buchstaben verschwammen vor ihren flimmernden Blicken, während sie das Dokument in die Hand nahm. Endlich gelang es ihr, sich zu fassen, und sie durchlas den Vertrag, der einst zwischen ihrem Gatten und dem Heirathsvermittler abgeschlossen worden war, Wort für Wort.

Arzel verpflichtete sich darin, dem Heirathsvermittler fünf Prozent von ihrem — Clara's — Vermögen ausbezahlen, falls die durch Herrn Habertorn einzuleitende Bekanntschaft zur Ehe führen würde.

Wunderbar, wie sehr sich die schlanke, blasser Frau in der Gewalt hatte! Nur ein klein wenig zitterte das Blatt in ihrer Hand, während sie zu Herrn Habertorn sagte: „Ich sehe, Sie haben die Wahrheit gesprochen. Ihnen ist Unrecht gethan. Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen nachträglich den Rest der Ihnen zugesicherten Summe auszubahlen.“

Herr Habertorn wußte nicht, wie ihm geschah. Die helle Freude blitzte aus seinen Augen und er schlug die Hände staunend und bewundernd zusammen.

„Wirklich, Frau Baronin,“ rief er im Ueberschlag des plötzlich unvermutheten Segens, der sich über ihn ergoß. „Das wollen Sie thun? Ich hab's ja immer gesagt. Herr Baron, habe ich gesagt, Sie bekommen einmal eine Perle von einer Frau. Reden Sie nicht mit mir um die Projekte! — Sie sind eine edle, hochherzige Dame, Frau Baronin!“

Clara runzelte die Stirn.

„Ich habe noch eine Bedingung,“ erklärte sie und sah den ihr Gegenüberstehenden mit strengem, verächtlichem Blick an.

Der Heirathsvermittler bekam einen Schreck.

„Frau Baronin —?“ lachte er aufgeregt.

„Sie müssen mir das Schriftstück hier überlassen. Dagegen verpflichte ich mich, Ihnen in drei Tagen den Betrag von zehntausend Mark beizubringen zu lassen.“

Herr Habertorn stutzte zwar, aber er befand sich nicht lange. Sie wußte ja doch schon Alles, und ihm konnte es schließlich gleichgültig sein, wozu sie den Vertrag da, der ja längst erledigt und werthlos war, benutzte.

„Gut, Frau Baronin,“ erwiderte er schnell und machte mit seinen beiden trocknen Händen eine aufziehende Bewegung, „behalten Sie ihn, nehmen Sie ihn! Und nun haben Sie wohl die Güte, Frau Baronin, und geben es mir schriftlich.“

„Schriftlich? Was denn?“ fragte Clara erlautend.

„Nun, wegen der zehntausend Mark, die mir der selige Herr Konful seiner Zeit abgezogen hat, und die mir die gnädige Frau —“

Herr Habertorn unterbrach sich, als er sah, daß die Dame eine heftige Bewegung des Unwillens machte, und erklärte süßlich, kagenbündelnd: „Nicht, als ob ich an dem Wort der gnädigen Frau zweifelte. Bewahre! Es ist nur der Ordnung wegen.“

Damit eilte er auch schon an den Schreibtisch und warf ein paar eilige Zeilen auf einen Bogen Papier, während Clara, die sich bereits zum Weggehen erhoben hatte, ungeduldig auf und abschritt und sich mit den Zähnen die Lippen blutig nagte.

„So, gnädige Frau! Bitte freundlichst hier zu unterzeichnen!“

Herr Habertorn hielt der Dame einen Federhalter hin. Clara unterschrieb, ohne zu lesen, und wollte zur Thür.

„Aber, gnädige Frau,“ rief ihr Herr Habertorn nach, „Sie wollen ja doch noch mit mir über eine andere Sache sprechen — von einer Freundin, die Sie gern verheirathet sehen wollten. Ich habe gerade jetzt ein paar sehr gute Reflektanten an der Hand, prima, fein, fein!“

Clara hatte sich auf der Schwelle umgedreht. Das listige, schmunzelnde, witternde Gesicht des profitlichstigen Geschäftsmannes erschien ihrer aufgeregten Phantasie wie eine grinsende Teufelsfratze. Erst jetzt kam ihr die Erinnerung an den Vorwand, dessen sie sich bedient hatte, um die Wahrheit aus dem Heirathsvermittler herauszubekommen.

„Ein ander Mal,“ stieß sie hastig, voll Stiel, hervor, „ein ander Mal!“

Ohne besonderen Willensakt, rein mechanisch schlug Clara einen anderen Weg als den nach ihrer Wohnung ein. Sie mußte ja zunächst mit sich in's Klare kommen über die Frage, was nun zu geschehen habe. Das freilich stand in ihr fest als unerschütterlicher Entschluß: sie würde keine Minute länger, als unbedingt nöthig war, in der Nähe des Mannes leben, den nicht die Liebe veranlaßt hatte, um sie zu werben, sondern nur gemeiner, materieller Eigennutz, der sich nicht gesättigt hatte, ihre Zukunft, ihr Glück zum Gegenstand eines ordinären Schachzuges zu machen. Auch sie empfand kein weiches, wärmeres Gefühl mehr für ihn.

Im Gegenheil, sie verachtete ihn, sie verabscheute ihn, sie haßte ihn. Nie in ihrem Leben hatte sie einen so heftigen Schmerz, eine so schneidende Empörung, eine so brennende Scham empfunden wie jetzt. Betrogen um das Glück ihres Lebens, schimpflich betrogen von dem Manne, in dem ihr ahnungsloses, leichtgläubiges Herz das Ideal eines Mannes verehrt hatte! Nie, nie wieder wollte sie ihn sehen, nie wieder die schmeichelnde Stimme hören, die so glaubhaft zu lügen verstand. Was zwischen ihnen noch zu erledigen war, das sollte irgend eine fremde Person besorgen.

Aber als Clara nun nachzudenken

begann, regte sich doch eine unüberwindliche Scheu in ihr. Wenn sollte sie sich anvertrauen, wenn eingelebte, daß sie das Opfer eines skrupellosen Mitgiftjägers geworden? Ihre Tante, die Frau Konful wäre die nächste Gewesene. Ein heftiger Widerwillen jedoch erfallte die Grübelnde bei dem Gedanken, ihre Tante in das, was geschehen, einzulassen. Die alte Dame war so umständlich. Zudem war sie von Arzel sehr eingenommen und sie würde ihr möglicherweise zureden, die Dinge zu lassen, wie sie waren. Aber davon konnte nie — nie die Rede sein. Nie würde sie Arzel vergessen können, wie bitter er sie enttäuscht hatte. Ihre Hand streifte unwillkürlich an das in ihrer Tasche trüffelnde Papier. Befach sie nicht den Beweis seines unedlen, heuchlerischen, niedrigen Charakters schwarz auf weiß? Jede Faser in ihr empörte sich bei der Möglichkeit, ihm je wieder unbefangenen, freundlich beizugehen zu sollen.

Noch viel weniger als ihre Tante mochte sie den Amstrich in's Vertrauen ziehen. Sie sah schon im Geiste die höhnische, schadenfrohe, triumphirende Miene der toletten Roufine Arzels. Nein, diesen Triumph wollte sie ihr nicht gönnen. Ueberhaupt Niemand sollte von der Schmach wissen, die ihr widerfahren war. Ihr leuschtes Herz bebte davor zurück, irgend Jemand in ihr Inneres blicken zu lassen, vor fremden Augen die blutende Wunde ihres Herzens zu enthüllen. Es mußte sich irgend ein Vorwand finden lassen, unter dem man äußerlich ruhig auseinanderging, ohne daß man je einer fremden Seele den Grund für so demüthigenden wahren Schreck offenbarte. Und darum mußte sie sich doch dem Schwere unterziehen, mit Arzel selbst Auge in Auge das Weitere zu verabreden.

Arzel war schon vom Dienst zurück, als Clara zu Hause anlangte. Er eilte ihr entgegen und wollte sie nach seiner Art freudig, zärtlich begrüßen. Aber eine Handbewegung von ihr und mehr noch ihr Aussehen scheuchte ihn zurück. Ihr Gesicht war noch bleicher als gewöhnlich und trug die Spuren durchlittener seelischer Erschütterung.

„Was hast Du, Schatz?“ fragte er erlautend, bestürzt.

Sie atmete tief. Ein schwaches Roth belebte die Farbe ihrer Wangen. Ihre heftige Gemüthsbewegung verhinderte sie am Sprechen. Wenn nur erst der Anfang heraus wäre! Die Brust war ihr wie zugeschnürt.

Mit zitternden Händen legte sie Hut und Cape ab. Wieder näherte er sich ihr, um ihr beihilflich zu sein.

„Lach das!“ gebot sie mit müder, tonloser Stimme und mit einer so leidenden, thummervollen Miene, daß es ihn unwillkürlich durchdrönte. Er sah sie wortlos, aus starren, weit geöffneten Augen an.

Jetzt wandte sie sich zu ihm herum; sie suchte heftig zusammen bei seinem Anblick; es war ein plötzlicher Krampf, der sie ergriff, und sie litt innerlich so unendlich, daß ihr der Schweiß auf die Stirn trat.

„Aber was — was ist denn vorgefallen, Clara?“ rief Arzel, erschreckt und ernstlich beunruhigt.

Sie hielt sich mit ihrer linken Hand an der Lehne eines ihr nachstehenden Stuhles. Ihr Gesicht neigte, um ihn nicht anblicken zu müssen, brachte sie mühsam, aus gurgelnder Kehle hervor:

„Ich wollte Dir mittheilen, daß ich morgen mit Reinhold nach Carlsbagen abreise.“

Er sah sie verständnislos an, zweifelnd, daß er recht vernommen habe.

„Nach Carlsbagen? Aber meine Uebung dauert ja noch drei Wochen. Warum willst Du denn vorantreten?“

Sie heftete noch immer ihren Blick auf den Fußboden und that ein paar hastige Athembzüge.

„Ich will Dir nicht vorantreten,“ entgegnete sie, „ich will in Carlsbagen leben mit Reinhold ohne Dich.“

Er that unwillkürlich einen Schritt nach vorn und griff mit beiden Händen an seine Stirn.

„Verstehe Dich einfach nicht, Clara! Was soll denn das Alles heißen?“

Sie erhob den Blick zu ihm. Kalt und fest sah sie ihm jetzt in die Augen.

„Das soll heißen, daß ich nicht mehr mit Dir leben will, daß ich nicht mehr mit Dir leben kann.“

Er taumelte zurück und starrte schreckensvoll nach ihr hin, als fürchte er, sie habe plötzlich den Verstand verloren.

„Aber warum — warum auf einmal?“ stieß er leuchtend hervor.

„Weil —“ sie senkte unwillkürlich wieder ihren Blick, und ihre Stimme sank zum Flüsteren herab, „weil ich erfahren habe, daß Du mich geheirathet hast nicht aus Liebe, sondern um meines Geldes willen.“

Er stand einen Augenblick sprachlos, wie gelähmt. Sein Gesicht wurde todtbleich.

„Wer — wer sagt das?“ brachte er endlich kammeld hervor.

Ihre Stirn zog sich in tiefe Falten, ihre Nasenflügel vibrirten, ihre Finger griffen nervös an ihrem Kleide herum. Jede Miene in ihrem Gesicht drückte deutlich aus, wie peinlich ihr diese Erörterung war.

„Ich weiß es,“ antwortete sie, ihn noch immer mit ihrem Blick vermeidend, „Du weißt es auch. Wozu eine Thatsache weiter erzählen, die feststeht und die zugleich für uns Beide so wenig — wenig schmeichelhaft ist?“

Es ist nicht wahr. Man hat Dich getäuscht, man hat übertrieben.“

Sie griff in ihre Tasche; ein verächtliches Lächeln suchte dabei um ihre Mundwinkel. Sie entfaltete das Schriftstück, das sie zum Vorschein brachte, und hielt es ihm hin.

Er nahm es, sah es an und erbleichte.

„Wie?“ — stammelte er betreten — „wie kommst Du dazu?“

Sie suchte mit den Achseln, ohne zu antworten.

Büßlich kam ein Wuthanfall über den Mann. Er griff das compromittirende Dokument in Stücke.

„Der Schuft, der Hallunke!“ flüscherte er. „Er hat eine Erpressung gegen Dich verübt, eine schändliche Erpressung.“

Sie schüttelte mit dem Kopf.

„Du triffst,“ entgegnete sie, und mit einer folgen, zurückweisenden Handbewegung und einem leisen Klange von ägender Ironie fügte sie hinzu: „Uebrigens, es kommt jetzt gar nicht darauf an, welche Motive den Herrn Habertorn bewegen, mir das interessante Dokument auszubehalten. Die Thatsache selbst kannst Du jedenfalls nicht mehr leugnen.“

Und als er nichts erwiderte, sondern nur schweigend sein Haupt senkte, schlug sie, von Unwillen, Empörung und schmerzlichem Schamgefühl überwältigt, ihre Hände vor das zuckende Gesicht und brach in ein heftiges: „Pfui! Pfui! Pfui!“ aus.

Der große breitschultrige Mann erbebt, und eine dunkle, flammende Röhre ergoß sich über sein ganzes Gesicht.

„Ich gebe zu,“ sagte er langsam, fast zögernd, „daß es un schön von mir war, ein solches Schriftstück zu unterzeichnen, mich überhaupt mit diesem Menschen einzulassen, aber —“ seine Augen erhoben sich zu ihr und seine Stimme nahm einen festeren, lautereren Klang an — „Du bist ungerecht, Du legst diesem Menschen und dem Dokument, zu dessen Unterzeichnung er mich zwang, eine zu große Bedeutung bei. Es handelte sich für mich damals nur darum, Dich kennen zu lernen. Die volle Freiheit meines Handelns hatte ich mir ausdrücklich vorbehalten. Ueberhaupt, in der ganzen Angelegenheit that dieser Herr nichts weiter, als das, was eine Bekanntschaft mit Deinem Onkel vermittelte. Das war Alles. Alles Uebrige hing von dem Eindruck ab, den Du auf mich machen würdest und ich auf Dich.“

(Fortsetzung folgt.)

Am deutschen Kaiserhof.

Ein Zufall fügt es, daß in den Tagen der Kronprinzen-Hochzeit der Pariser Gaulois aus den bisher unerschütterlichen Lebenserinnerungen des Generals Caillois einen Abschnitt wiedergibt, der von der Hochzeit des jetzigen Kaisers handelt. Caillois befand sich damals — in den Februartagen des Jahres 1881 — als Mitglied der französischen Spezialdelegation in Berlin und schildert seine Eindrücke am deutschen Kaiserhof in folgender Weise:

Ende Februar 1881 — ich war damals Kommandeur der zweiten Chasseurbataillon in Lunéville — wurde ich durch eine Depesche nach Paris berufen, um dort einen der angenehmsten Aufträge zu empfangen. Ich war bestimmt, unter dem damaligen Botschafter in Berlin Herrn von Saint-Vallier bei den Hochzeitsfeierlichkeiten am Berliner Hofe zur Seite zu stehen.

Ich freute mich sehr über diesen Auftrag, denn ich hatte nun Gelegenheit, den Berliner Hof in seiner ganzen Pracht und auch ein bißchen von der deutschen Armee zu sehen, die uns zehn Jahre vorher geschlagen hatte. Mit mir reisten der Kommandeur Fonet, Ordnonanzoffizier des Präsidialen Gensdarmes, und Kommandant Rau vom großen Generallstab.

Vor meiner Abreise empfing mich Barthélemy Saint-Hilaire, unser Minister des Auswärtigen. Er unterrichtete mich über die schwebenden politischen Geschäfte für den Fall, daß man mit mir über sie reden würde.

Am 24. Februar kam ich in Berlin an. Ich erfuhr, daß vom 25. Februar bis zum 1. März ununterbrochen Diners, Galadinner, Festkonzerte stattfinden würden. Außerdem hatte ich viele Besuche bei Ministern, Fürstlichkeiten und den Gesandten anderer Länder zu machen.

Empfangen wurde ich nur vom Feldmarschall Grafen Moltke. Er wendete sich, daß ich, der aus der Infanterie hervorgegangen war, eine Kavalleriebrigade kommandierte. In der That war das ein seltener Fall, aber ich war 47 Jahre alt, und hatte noch viel zu lernen. Dann sprachen wir von unseren Versuchen, fudamentarische Pferde zu verwenden. Moltke ist 80 Jahre alt und in den vorigen Herbstmonaten machte er noch seine 50 Kilometer zu Pferde. Bismarck war nicht in Berlin.

Bei verschiedenen Gelegenheiten lernt ich die Generale Bronsart von Schellendorff, von Loeb, Werdy du Berge kennen, mit denen ich über ihre ausgezeichneten militärischen Werte sprach.

Nach den Visiten kamen die Vorstellungen bei Hofe. Ein Galadinner, ganz aus Glas, a la Daumont bespannt, mit Epigoneiten und Lakaien nahm de Saint-Vallier und mich auf. Das erste und letzte Mal in solcher Equipage durch die Straßen Berlins! Wir fuhren über die Linden durch eine dicht gedrängte Menge, die sich nicht genug wundern konnte, daß ein Mann in französischer Uniform in einem solchen Wagen saß.

Im Palais macht eine Ehrenkompagnie die Honneurs. Was sind das für Soldaten! Wie handhaben sie die Waffen! Und die Kommandostimme des Hauptmannes; streng, scharf, befelsbäherisch, wie im Zorn — und die Haltung der Offiziere!

Wir gehen durch die glänzenden Salons; ohne warten zu müssen, werden wir der Kaiserin und „Unserem Fritz“ vorgestellt. Aber an der Schwelle des Saales, in dem der Kaiser uns empfangen will, giebt's einen Aufschub. Herr von Perponcher ist da und späht durch die Thürspalte. Endlich öffnen sich die Thüren.

Der Kaiser hat den Großfordon der Ehrenlegion angelegt, groß, statlich und machtvoll steht er da, trotz seiner 84 Jahre. Saint-Vallier hält seine Anrede, deren Text er in seinem Botschafterhut trägt. Ernst hört der Kaiser zu, er antwortet mit einigen offiziellen Worten. Dann wechselt er Ton und Haltung:

„Ich habe Sie warten lassen, meine Herren. Sie sehen, ich habe den Großfordon angelegt, um Sie hier zu empfangen. Dort in einem Nebenzimmer steht mein Kammerdiener. Auf seinem Arm hat er die Großfordons aller Länder, deren Gesandtschaften ich heute empfangen. Bei jeder muß ich ein anderes Band anlegen. Als ich eben das spanische Band ablegte, hat mir der Kammerdiener die Epulette abgerissen, und nun mußten wir sie erst mit einer Stednadel wieder fest machen. Das ist eine schwere Sache. Sie sehen nun selbst, warum ich Sie warten lassen mußte.“

Und der Kaiser drückt uns die Hand. Die Kaiserin ist sehr liebenswürdig. „Unser Fritz“ ist zeremonieller und ein bißchen kurz angebunden.

Bei Gelegenheit eines Cercles in dem berühmten Weihen Saal wurde ich dem „rothen“ Prinzen Friedrich Karl (er trug die Husarenuniform) vorgestellt. Ein edler Reitergeneral, der Sieger von Metz und Orleans. Er sagte mir u. A.:

„Sie langweilen sich hier, General. Sie müssen uns mal bei den Manövern besuchen, da werden Sie sich besser amüsiren.“

Der Prince of Wales — König Edward VII. — ganz Pariser, ganz Salonplauderer, sagte zu mir:

„Was, diese Preußen sind Kerle! Hier amüsiren sie sich und tanzen. Aber diese Leute arbeiten den ganzen Tag. Am frühen Morgen sitzen sie bereits im Sattel. Was ich am meisten bewundere — das ganze Volk steckt in der Uniform, Jeder hat einen Helm auf dem Kopf. So gar ich — er deutete auf seinen preussischen Generallstab, den er unter dem Arm hielt — „ich würde mich hier nicht wohl fühlen ohne diese Uniform.“

Der Kriegsminister von Kamete rief mich zu sich, um mir eine Legitimation für einen Kaiserneubuch zu geben. Um 10 Uhr Morgens ging ich zu ihm. Der Minister ist in Uniform, um ihm herum liegen Haufen von Zeitungen.

„Sie sehen, ich lese gerade all' das Schmeichele, was man von mir sagt. Ich muß das Alles verschlingen, weil ich Reichstag gerade mein Budget beantragen wird. Und ich muß wissen, was man mich angeheißt. Dann geh' er mir die Erlaubnis, die Kaiserin des 1. Garde-Dragoonen-Regiments zu besichtigen.“

Alle Wälle, Diners u. s. w. gleichen sich. Man muß eine Uniform haben, um zu Hofe zu kommen.

Ich erhielt den Nothen, der Botschafter den Schwarzen Adlerorden. Am Abend nach der Vermählung fand als Ueberlieferung eine militärische Ceremonie, die der greise Kaiser selbst arrangirt hatte, statt. Der Kaiser fragte mich, wie die Sache mit gediele. Ich drückte ihm meine Bewunderung aus und dankte ihm auch für die erhaltene Auszeichnung.

„Das ist ein kleines Andenken, Sie werden an mich denken!“

Als ich im Besitze war, nach Paris zurückzukehren, lud mich die Kaiserin zu meiner Hofkonzert. Ich saß zu meiner Ueberlieferung neben einer Französin; es war Frau von Tollyrand-Perigord, Herzogin von Sagan, Tochter des Marschalls von Castellano. Auf der anderen Seite saß ihr Schwager, der Prinz von Kaliber in Generalluniform; er sagte u. A.:

„Ich bin gar kein General, ich seh' nur so aus. In meiner Jugend war ich natürlich Leutnant wie jeder andere. Dann aber bin ich zur Diplomatie übergegangen. Mit der Zeit, je älter ich wurde, rückte ich auch in die höheren Offiziersgrade. Mein Keffe-Häufel, der Major da, ist auch kein Soldat.“

Während Souperpause fragte mich die Kaiserin:

„Lieben Sie die Musik?“

Ich mußte gestehen, daß ich Laie sei und nur die Musikstücke liebe, die ich kenne, z. B. das Stückchen „Carment“, das man eben gespielt hatte, begehrte ich, ich liebe auch die alten italienischen Opern, aber die gelehrte Musik sei nicht meine Stärke.

„Zum Beispiel Wagner,“ sagte die Kaiserin. „Ich liebe keine Musik auch nicht; aber man darf das hier nicht sagen, weil alle heute ganz vernarrt in ihn sind!“

Das war mein letzter Abend in Berlin, meine Mission war beendet. Ich fuhr nach Frankreich zurück. Die glänzende Aufnahme, die ich gefunden, alles, was ich gesehen, gehört und gelernt habe, hinterließ einen tiefen, nachhaltigen Eindruck in mir.